

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 108.

Berlin, Dienstag den 9. September

1845.

Frankreich.

Briefe und Instructionen Ludwig's XVIII. an den Grafen von St. Priest. *)

François Emanuel de Guignard, Graf von St. Priest ward im J. 1735 zu Grenoble geboren und starb, 86 Jahr alt, im J. 1821. Einem alten adeligen Geschlechte entsprossen, trat er früh schon in den Dienst des Königs und des Hofes und ward er bald zu wichtigen diplomatischen Missionen, unter Anderem in Konstantinopel, verwandt. Beim Beginn so wie in den ersten Jahren der Revolution war er Minister Ludwig's XVI., dem er mit Treue anhing, doch hatte er das Glück, dem Kerker und der Guillotine zu entgehen, indem er sich noch zeitig genug in das Ausland begab, in welchem er nicht bloß während der Dauer der Republik, sondern auch während der Kaiserzeit als Verbannter blieb, bis ihn die Restauration wieder in sein Vaterland zurückrief, wo er indessen nur noch wenige Jahre in stiller Zurückgezogenheit lebte, nachdem er das Unglück hatte, seinen ältesten Sohn zu verlieren, der als kaiserl. russischer General im J. 1814 unter Blücher das achte russische Armee-Corps befehligte und in der Schlacht bei Laon getödtet wurde.

Im Mai 1791 hatte Graf von St. Priest Frankreich verlassen, und zwar begab er sich über England nach Schweden, wo der Bruder seiner Frau, Graf von Ludolf, Gesandter des römisch-deutschen Kaisers war. Gustav III. nahm ihn so freundlich auf, daß er sich entschloß, seinen bleibenden Aufenthalt in Schweden zu nehmen. Nachdem ihm jedoch der König anvertraut hatte, daß er den Plan gefaßt, sich an die Spitze einer Coalitions-Armee zu stellen, um den König von Frankreich aus den Händen der Revolution zu befreien, wobei er hauptsächlich auf die Mitwirkung der Kaiserin Katharina zähle, hielt er es für seine Pflicht, eine Reise nach St. Petersburg zu unternehmen, um die Kaiserin in diesem Vorhaben aufzumuntern. Dort fand er jedoch nichts weniger als große Willfährigkeit, auf Gustav's Projekte einzugehen. Katharina bot dem Grafen, den sie als Diplomaten wie als besonnenen Staatsmann schätzte, den Eintritt in den russischen Staatsdienst an, was er zwar für seine Person ablehnte, für seine Söhne jedoch nachmals annahm. Ueber Warschau und Dresden ging er darauf nach Berlin, um auch dort sein Glück im Interesse der bedrängten französischen Dynastie zu versuchen. Mit beredten Worten stellte er dem Könige von Preußen die Lage Frankreichs und die Gefahren Ludwig's XVI. und seiner Familie vor. „Friedrich Wilhelm II.“ erzählt Herr von Barante in seiner Lebensbeschreibung St. Priest's, „zeigte auch in der That ein sehr lebhaftes Interesse und den besten Willen; allein, so fügte er bedauernd hinzu, er habe nicht das Recht, sich zuerst in die Angelegenheiten Frankreichs einzumischen, was vielmehr dem Kaiser Leopold, als nächem Verwandten Ludwig's XVI., zustehe, in welchem Sinne sich auch die beiden Monarchen bei ihrer kürzlich stattgefundenen Zusammenkunft in Pillnitz ausgesprochen hätten. Es war deutlich, daß in jenem Augenblicke weder die eine noch die andere Macht Lust hatte, ihre Armee marschiren zu lassen. Dies erkannte Herr von St. Priest bald, und er sprach darum auch nicht mehr über das Projekt der bewaffneten Intervention.“

Zu jener Zeit nämlich hatte Ludwig XVI., dem eben in Varennes der Plan zur Flucht mißlungen war, den Entschluß ausgesprochen, mit der Verfassung von 1791 regieren und keiner Idee zu einer Contrerevolution mehr Gehör geben zu wollen. Deshalb fand Herr von St. Priest auch bei allen Höfen, die er bereiste, mit Ausnahme Gustav's III., kein Verlangen, in die französischen Händel zu interveniren. Herr von Barante theilt nach den Tagebüchern des Herrn von St. Priest manche Einzelheiten aus jener Zeit mit, die in dem eben erschienenen Buche nachgesehen zu werden verdienen.

Dieses Buch ist jedoch hauptsächlich herausgegeben, um das Verhältniß darzustellen, in welchem sich der verbannte französische Minister zu dem ebenfalls verbannten Grafen von Provence, dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII., befunden. St. Priest, der während der Sprechensjahre der französischen Revolution in Stockholm gelebt hatte und dort die Trauerbotschaft von der Hinrichtung seines Souverains, so wie von dem im Jahre 1794 erfolgten Tode Ludwig's XVII., erhielt, ward nämlich 1795 von dem Grafen von Provence, der sich jetzt als König Ludwig XVIII. betrachtete, zu sich berufen. Ludwig hatte in Verona sein Cabinet um sich, in welchem der Herzog von Montignon,

der Graf von Avaray und der Baron von Flachslanden als Minister und Staats-Secretaire arbeiteten. Zu diesen sollte nun auch der Graf von St. Priest treten, der zugleich als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs von Frankreich bei verschiedenen Höfen beglaubigt werden sollte. Das Schreiben, durch welches Ludwig ihn zu sich einlud, lautet folgendermaßen:

„Verona, 21. August 1795.“

„Der Augenblick ist gekommen, mein Herr, wo ich mehr als jemals suchen muß, mich mit erleuchteten Männern zu umgeben. Ich selbst bin Zeuge gewesen von dem Muthe, dem Eifer und der Treue, mit welchen Sie dem Könige, meinem Bruder, zu einer eben so furchtbaren als schwierigen Zeit gedient haben. Ich kann keine bessere Wahl treffen, als Sie. Kommen Sie daher, um einem freien Könige, fern von seinem Throne, die Unterstützung Ihrer Einsicht und Ihrer Talente zu leihen, wie Sie sie einem gefangenen Könige auf seinem Throne geliehen. Ich kann Ihnen in diesem Augenblicke keinen bestimmten Ort unserer Zusammenkunft nennen, da ich selbst über den Weg, den ich einschlagen soll, ungewiß bin; gehen Sie jedoch jedenfalls nach Hamburg; bis Sie dort angekommen, dürfte ich wohl einen Entschluß gefaßt oder einen bestimmten Aufenthalt genommen haben und werde ich Ihnen demnach dorthin weitere Instructionen ertheilen; gleicherweise werde ich für die nöthigen Ausgaben Ihres Departements so wie für Ihren Aufenthalt bei mir Sorge tragen.“

„Zweifeln Sie nicht, mein Herr, an meinen Gefinnungen für Sie“

L u d w i g.“

St. Priest gehorchte dieser Aufforderung. Zunächst und bevor er mit dem Grafen von Provence zusammentraf, begab er sich nach St. Petersburg, wo zwar bereits der Fürst Esterhazy zugleich als Bevollmächtigter der französischen Prinzen beglaubigt war, doch nach der Meinung der Letzteren ihr Interesse beim russischen Hofe nicht kräftig genug wahrnahm. Katharina lebte damals noch und zeigte sich jetzt nicht minder ungeneigt als früher, in den Angelegenheiten Frankreichs zu interveniren. „Wer“, sagte sie zu St. Priest, „kann mir wohl jetzt rathe, mich in einen Streit einzulassen, von welchem sich Spanien und Preußen, die doch beide dem Schauplatz viel näher liegen, bereits zurückgezogen?“ — Die Kaiserin war in diesem Augenblicke noch zu sehr mit den aus der letzten Theilung Polens sich ergebenden Konflikten beschäftigt, um an etwas Anderes, außer etwa noch an die Vermählung einer ihrer Töchter mit dem jungen Könige Gustav IV. von Schweden zu denken. Letzterer war zu diesem Behufe nach St. Petersburg gekommen; da ihm hier jedoch Bedingungen in Bezug auf den griechisch-russischen Gottesdienst seiner künftigen Gemahlin gestellt wurden, die er als verletzend für seine Souveränität ansah, so verließ er plötzlich die russische Hauptstadt und brach alle Verhandlungen ab. Dieser Umstand soll auf das Gemüth der Kaiserin einen so peinlichen Eindruck gemacht haben, daß ihm zum Theil ihr Ableben zugeschrieben wurde, denn sie ward bald darauf von einem Schlagflusse getroffen.

Kaiser Paul zeigte sich insofern den Wünschen der Emigranten günstiger, als er das aus französischen Edelleuten zusammengesetzte Condésche Corps, das sich bis dahin bei der Armee Oesterreichs befunden hatte, nach dem Frieden von Campo-Formio in seine Dienste aufnahm und dem Grafen von Provence, — der von Verona, dem Gebiete der Republik Venedig, vertrieben worden, von da nach Blankenburg am Harze unter den Schutz des Herzogs von Braunschweig sich begeben hatte und von dort endlich nach Schloß Jevern, das der Kaiserin Katharina, als Anhalt-Zerbstischer Prinzessin, gehörte, sich zurückziehen im Begriffe war — eine sicherere Zufluchtsstätte zu Mitau, im Schosse der Herzoge von Kurland, bewilligte. Aber einen Feldzug für die Sache der Bourbonen zu unternehmen, hielt er auch nicht für räthlich; ja, er gestattete dem Grafen von Provence nicht einmal, was er so dringend gewünscht hatte, nach St. Petersburg zu kommen, um sich dem Kaiser persönlich vorzustellen.

(Schluß folgt.)

Brasilien.

Kidder's Reisen in Brasilien. *)

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung ist ein amerikanischer Missionär, der von der New-Yorker Bibel-Gesellschaft nach Rio Janeiro gesandt wurde,

*) Lettres et instructions de Louis XVIII. au Comte de St. Priest. Précédées d'une notice par M. de Barante, Pair de France, Membre de l'Académie Française etc. Paris 1845. — Berlin, A. Asher u. Co.

*) Sketches of Residence and Travels in Brazil. By the Rev. Daniel Kidder. Vol. 1. London & New York, 1845.

um dort das alte und neue Testament in portugiesischer Sprache drucken zu lassen und unter die Einwohner zu vertheilen. Er hatte zugleich den Auftrag, der Gesellschaft Bericht über den Zustand der Erziehung, der Sittlichkeit und der Religion in Brasilien abzustatten und sie von Allem in Kenntniß zu setzen, was zum Erfolge des Missionswesens und zum Nutzen künftiger Missionäre gereichen konnte. Zu diesem Zweck brachte er fast drei Jahre im Lande zu und hatte also Gelegenheit, sich hinlänglich mit seinem Thema vertraut zu machen und detaillirtere Nachrichten darüber zu geben, als man in Reise- werken antrifft, deren Verfasser Brasilien nur flüchtig berührt haben und sich daher meistens auf die Eindrücke des Augenblicks beschränken.

Der erste Band (die folgenden sind noch nicht erschienen) erzählt den Aufenthalt Herrn Ridder's in Rio Janeiro und beschäftigt sich vorzugsweise mit den Zuständen dieser Hauptstadt. Die Bai von Rio Janeiro wurde zuerst im Jahre 1533 von den Franzosen unter Villegagnon kolonisiert, dessen Name sich noch in einem Fort erhalten hat, das sich auf einer kleinen Insel am Eingang des Hafens befindet. Die Portugiesen, die bereits die Stadt San-Salvador (Bahia) gegründet hatten, wurden auf die Nähe der Franzosen eifersüchtig, vertrieben sie 1567 aus ihrer Niederlassung und legten auf derselben Stelle eine Festung an, die sie mit dem Namen São Sebastião do Rio de Janeiro (St. Sebastian vom Januars-Flusse) taufte. Man hielt damals nämlich die schöne Bai, an deren Ufer die brasilianische Hauptstadt mit ihren Vorstädten und dem ihr gegenüber liegenden Nictheropy (Praya Grande) erbaut ist, für die Mündung eines großen Flusses, und die Einwohner nennen sich daher noch heutigen Tages Fluminenses, obgleich man in der Nähe keinen Strom von einiger Bedeutung antrifft.

Während eines Friedens von 140 Jahren machte die Wohlthat der neuen Stadt nicht geringe Fortschritte, obgleich das engherzige Kolonial-System der Portugiesen sie verhinderte, ihre für den auswärtigen Handel so vorteilhafte Lage zu benutzen. 1711 wurde sie von einem französischen Geschwader unter dem Kommando des kühnen Duguay-Trouin überfallen, der sich erst nach Erpressung eines ansehnlichen Lösegeldes entfernte. Die Verlegung des Regierungssitzes von Bahia nach Rio Janeiro, die im Jahre 1763 stattfand, gab diesem Orte eine politische Wichtigkeit, die er früher nicht hatte, und seit der Ankunft des Königs Johann VI. mit seinem Hofe aus Lissabon (1808) nahm Rio an Größe, Reichthum und Bevölkerung auf eine Weise zu, die in Süd-Amerika ohne Beispiel ist. Die Zahl seiner Einwohner, die vor achtzig Jahren auf 25,000 geschätzt wurde, hat sich seitdem verzehnfacht. In diesem Punkte wird es unter allen amerikanischen Städten nur allein von New-York übertroffen, dessen trefflicher Hafen sich aber nicht mit der Bai von Rio Janeiro zu messen vermag, wo alle Flotten der Erde einen geräumigen und sicheren Ankerplatz finden könnten und die an natürlichen Schönheiten ihres gleichen sucht. Die reiche tropische Vegetation der Ufer, die mauerisch gruppierten Häusermassen, über welche sich die weißen Thürme der zahlreichen Kirchen und Klöster erheben, der phantastische Pão d'acucar (Zuckerhut) und Corcovado, die den Eingang des Hafens zu bewachen scheinen, und die majestätischen Orgel-Gebirge, die den Hintergrund des Panorama's bilden — alles dieses gewährt einen Anblick, der den Fremden zu unwillkürlicher Bewunderung hinreißt und Erwartungen in ihm erregt, die beim Eintritt in die Stadt nicht ganz erfüllt werden.

Das Erste, worauf man in den Straßen von Rio stößt, sind Schaaren von Negerklaven, die hier statt der Lastthiere gebraucht werden, um den Waaren-Transport zu besorgen. Gewöhnlich tragen sie ihre Lasten auf dem Kopfe, und die schwersten Kisten und Koffer werden so von der Alkandega (dem Zollhause) nach allen Gegenden der Stadt geführt. Die Kaffeeneger bewegen sich in Kotten von zehn bis zwanzig Mann, deren Anführer der Capitain heißt und die in schnellem Trab einer auf den anderen folgen. Ein Jeder trägt einen Kaffeesack von etwa 1½ Centner Gewicht; seine ganze Kleidung besteht aus einem Paar kurzer Hosen oder einem Stück grober, um die Hüften geschlungener Leinwand; mit der linken Hand hält er seine Bürde fest, und in der rechten schwingt er ein Instrument, das ungefähr einer Kinderklapper gleicht und dessen Geräusch er mit einem afrikanischen Liede begleitet. Dieses rohe Konzert verführt den Neger die schwere Arbeit, die sie unter einer brennenden Sonne zu verrichten haben; aber obgleich es ihren Ohren melodisch klingt, ist es doch für Andere nicht wenig belästigend, weshalb man es auch zu einer Zeit verbieten wollte. Die Neger nahmen sich aber das Verbot so zu Herzen und erschloffen dermaßen in ihrer Thätigkeit, daß man es bald wieder aufheben mußte, und es wäre auch in der That grausam, diesen Unglücklichen einen Trost zu mißgönnen, der ihr hartes Schicksal nur einigermaßen lindern hilft. Inzwischen haben die Portugiesen und deren Abkömmlinge, die Brasilianer, den Ruf, ihre Sklaven menschlicher zu behandeln als manche andere Nationen, und die vielen Festtage der römischen Kirche geben ihnen öftere Gelegenheit, sich von ihren Mühseligkeiten zu erholen. An großen Feiertagen, wo man Heiligenbilder in Prozession durch die Straßen trägt, befinden sich unter diesen auch die Abbildungen einiger kanonischer Schwarzen, die von ihren Mitbrüdern mit nicht geringem Selbstgefühl betrachtet werden und denen sie mehr Ehrfurcht zollen als der ganzen Heiligenschaar in corpore mit den zwölf Aposteln und der Mutter Gottes an der Spitze. Unter den Sklaven giebt es viele geborene Afrikaner — schöne, athletische Gestalten, von denen mehr als eine dem Bildhauer zum Modell eines Perikles dienen konnte und deren freie, ungezwungene Haltung und symmetrischer Gliederbau zu ihrem Vortheil mit dem in seine enge Kleidung geschnürten Weißen kontrastiren.

Als Johann VI. im Jahre 1808 nach Rio kam, gab es in ganz Brasilien keine Druckerei; die erste wurde kurz darauf auf seine Befehle errichtet, und

seit jener Zeit sind mehrere ins Leben getreten. Es giebt heutzutage in Rio vier tägliche Zeitungen (wovon das Jornal do Commercio für die beste gilt), zwei, welche dreimal die Woche erscheinen, und mehrere wöchentliche. Ihre Spalten füllen sich größtentheils mit Handels- und Lokal-Nachrichten; bei Ankunft eines Falmouther Packschiffs werden aber auch europäische Neuigkeiten mitgetheilt, und während der Sitzungen des National-Kongresses erscheinen die Debatten und Verhandlungen desselben regelmäßig am folgenden Morgen in den Zeitungsblättern. Uebrigens haben die politischen Kämpfe seit der Revolution von 1831 an Festigkeit verloren, und die Journale unterstützen fast durchgängig die Maßregeln der Regierung. Literatur, Kunst und Wissenschaft werden selten berührt, und auch für die Ethnographie und Statistik dieses unermesslichen Landes bietet die hiesige Journalistik nur sparsame Quellen dar; desto häufiger sieht man Ankündigungen von Sklaven-Auctionen, Belohnungs-Versprechen für das Auffangen flüchtig gewordener Neger und Annoncen wie die folgende: „Senhor José Domingos da Costa wird gebeten, die Summe von 600 Milreis im Hause Nr. 35, Rua de S. José, zu bezahlen; sollte es nicht innerhalb dreier Tage geschehen, so wird man in diesen Blättern die Art und Weise veröffentlichen, wie er die Schuld eingiebt.“

Der Buchhandel liegt in Brasilien sehr darnieder; wie in Portugal nähert er sich hauptsächlich von Uebersetzungen aus dem Französischen. Es ist äußerst selten, daß ein Werk von mäßigem Umfange die Presse von Rio verläßt; ihre Thätigkeit beschränkt sich fast gänzlich auf Pamphlete und Feuilletons. Der Stoff dazu kommt aus Paris, welches jährlich eine bedeutende Anzahl Werke in französischer und portugiesischer Sprache über den Atlantischen Ocean sendet, indem sich viele portugiesische Schriftsteller in der französischen Hauptstadt angesiedelt haben und nicht nur den literarischen Markt ihres Vaterlandes, sondern auch den von Brasilien verproviantiren. Indessen giebt es doch in Rio Janeiro einige periodische Schriften, besonders die Revista Trimensal (vierteljährliche Uebersicht), die von der Regierung unterstützt und durch einen wissenschaftlichen Verein herausgegeben wird, der sich mit der Geschichte, der Geographie und den Alterthümern des Landes beschäftigt.

Nach Herrn Ridder's Darstellung ist das Erziehungswesen in Rio weniger vernachlässigt, als man glauben möchte; den Vergleich mit Lissabon braucht es wenigstens nicht zu scheuen. Eine Universität existirt zwar noch nicht, aber außer mehreren Seminaren oder Gymnasien giebt es 28 öffentliche und viele Privat-Schulen. Von den öffentlichen Erziehungs-Anstalten muß die Palme derjenigen gereicht werden, die im Jahre 1837 auf Kosten der Regierung gegründet und Collegio de Dom Pedro II. genannt wurde; wie uns Herr Ridder versichert, sind hier die Lehrer ihrer Aufgabe gewachsen, die Klassen werden stark besucht, und die Schüler machen genügende Fortschritte. Die Bibliotheken sind weder zahlreich noch von bedeutendem Umfange, und ihre Inzalt ist oft schlecht gewählt. An ihrer Spitze steht die National-Bibliothek, die hauptsächlich aus Werken gebildet ist, die von Johann dem Sechsten aus Lissabon mitgebracht wurden; sie ist dem Publikum unter gewissen Beschränkungen geöffnet und wird von Zeit zu Zeit durch Vermächtnisse oder durch Ankauf von Büchern vervollständigt. Außerdem sind mehrere Bibliotheken von den hier domicilirten Ausländern — Briten, Franzosen und Deutschen — angelegt worden; namentlich findet man solche im englischen Klub und in der deutschen Gesellschaft Germania. Die Einheimischen scheinen das Bedürfnis nach Lektüre nur wenig zu empfinden; politische Zeitungen sind das Einzige, was der Brasilianer mit Interesse liest, und die Studien des weiblichen Geschlechts beschränken sich auf Gebetbücher, Heiligenlegenden, und dann und wann einen Roman oder ein Liebesgedichtchen.

Die wohlthätigen Anstalten in Rio sind zahlreich, und mehrere von ihnen zeichnen sich durch gute Einrichtung aus. Die bemerkenswerthe ist die Santa Casa da Misericordia (das heilige Haus der Barmherzigkeit). Am Meeresufer in einer gesunden und ruhigen Lokalität gelegen, steht sie Tag und Nacht den Kranken, Schwachen und Hülfbedürftigen aller Farben, aller Länder und aller Religionen offen, ohne daß irgend ein Unterschied gemacht oder eine Empfehlung verlangt würde. Es erhellt aus den offiziellen Angaben, daß 3000 Leidende alljährlich in dieses Institut aufgenommen werden, und die Anzahl würde noch größer seyn, wenn der Raum es zuließe. Indessen wird auch diesem Mangel abgeholfen, da man im Jahre 1840 den Grundstein zu einem Gebäude von größerer Ausdehnung legte, das jetzt wahrscheinlich schon vollendet ist. Nicht nur die Bewohner des Hauses selbst, sondern auch die der meisten Stadtgefängnisse erhalten Speisen und Arzneimittel aus den Vorrathskammern der Misericordia, deren wohlthätiger Zweck und treffliche Verwaltung den Brasilianern alle Ehre macht. Etwas zweifelhafter ist der Nutzen eines anderen Instituts, der Casa da Roda oder des Findelhauses. Die Roda ist ein Rad, vermittelt dessen man Kinder von der Straße aus in ein dazu angebrachtes Fenster hinein schiebt, ohne selbst gesehen zu werden. Zwischen 1830 und 1840 wurden gegen viertausend Säuglinge auf diese Weise ausgelegt, deren Anzahl sich stets vermehrt; aber nur ein Drittel von ihnen erreicht die Jahre der Mündigkeit — die Uebrigen sterben aus Mangel an Pflege schon im Kindesalter. In Verbindung mit diesem Hospital steht das Recolhimento oder Asyl für Waisen, in welchem die Kinder weiblichen Geschlechts, die ihr Noviziat in der Casa da Roda überleben, ihre Erziehung erhalten und nachher mit Aussehern versehen und verheiratet werden. Einmal jährlich wird das Institut dem Publikum geöffnet, und eine Schaar von Jungfrauen eilt dahin, um sich unter den heiratsfähigen Mädchen eine Frau zu suchen. Bei solchen Gelegenheiten ist nicht selten der Kaiser mit seinen Schwestern anwesend; die Pensionatinnen erscheinen alle in Weiß gekleidet, und ihr Schicksal erregt allgemeine Theilnahme. Ueberhaupt werden die öffentlichen Erziehungs-An-

halten in Brasilien mit vieler Liberalität verwaltet; in den Militär- und Marine-Akademien ist der Eintritt jedem Landeskinde freier Geburt gestattet, das ein Alter von fünfzehn Jahren erreicht hat und einige Elementarkenntnisse besitzt, und aristokratische Connexionen, die in anderen Ländern einen so starken Einfluß ausüben, kommen hier fast gar nicht in Betracht.

Das Hospital dos Lazaros ist für Personen bestimmt, die an der Elephantiasis und anderen in Brasilien einheimischen Hautkrankheiten leiden, und ein merkwürdiger Fall, der sich vor kurzem hier zutrug, verdient eine nähere Erwähnung. Es war behauptet worden, daß jenes Uebel durch den Biß einer Klapperschlange heilbar sey, und ein Patient entschloß sich mit Genehmigung der Aerzte, das Mittel zu versuchen. Das Ungeheuer ward ihm also in einer Art von Käfig zugeführt; der Kranke streckte die Hand aus, aber zum Erschrecken der Anwesenden wich die Schlange ängstlich zurück, und als er sie berührte, legte sie ihm die Hand! Er reizte sie jedoch so lange, bis sie ihm endlich eine Wunde im kleinen Finger beibrachte. Der Biß war so geringfügig, daß der Kranke ihn kaum zu empfinden schien, aber vierundzwanzig Stunden später war er eine Leiche.

Ueber die religiösen Zustände Brasiliens stellt unser Verfasser sehr weitläufige Betrachtungen an, da sie, wie schon gesagt, den Hauptzweck seiner Reise bildeten. Die 300jährige fast unumschränkte Herrschaft eines bigotten, unwissenden und moralisch verderbten Klerus hat ihre natürliche Wirkung hervorgebracht; das Volk ist in Aberglauben versunken, der in den höheren Ständen mit seinem Gegenfüßler, dem Unglauben, gepaart ist. Es zeigen sich jedoch manche Symptome, die einen Fortschritt zum Besseren verkünden; das Lesen der Bibel in der Landessprache wird nicht nur gestattet, sondern auch anempfohlen, und ist schon in mehreren Schulen eingeführt worden, die Geistlichkeit selbst bleibt den neuen Ideen nicht ganz fremd, und das Kloster-System kommt allmählig in Verfall. Im März 1838 reichte der Karmeliter-Orden eine Bittschrift bei der Provinzial-Versammlung von Rio Janeiro ein, um dreißig Novizen im Kloster zu Angra aufnehmen zu dürfen. Im Laufe der Verhandlungen hielt ein Deputirter, Senhor Cesar de Menezes, eine höchst merkwürdige Rede, worin er die Behauptung aufstellte, daß der Geist und die historischen Antecedenzen des Mönchswesens es für unser aufgeklärtes Zeitalter unpassend machen; daß es mit der Natur im Widerspruch stehe, von der Politik mißbilligt werden müsse und eben so sehr der Moralität, als den finanziellen Interessen und der Verfassung des Landes entgegen sey. Diese Rede fand in der Versammlung solchen Anklang, daß den Mönchen die verlangte Erlaubnis abgeschlagen wurde, obgleich man ähnliche Gesuche noch unlängst ohne Schwierigkeit bewilligt hatte. Auch das Cölibat findet in Brasilien seine Gegner, sowohl bei den Laien als bei den Priestern, und ein hochgestellter kirchlicher Würdenträger hat neulich eine Schrift herausgegeben, in der er sich für die Abschaffung desselben ausspricht und die vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurde. Endlich erwähnt Herr Ritter noch als Beweis der friedlichen Gesinnungen, die hier über religiöse Angelegenheiten vorherrschen, daß er während seiner ganzen Wirksamkeit als protestantischer Missionär weder von Seite der Behörden noch von der des Volks die geringste Beeinträchtigung oder Mißhandlung erfahren habe.

Moldau und Walachei.

Die Walachei in älterer und neuerer Zeit.

(Schluß.)

Diese Kämpfe der Walachen gegen die Ungarn und beider gemeinschaftlich gegen die Türken dauerten mehrere Jahrhunderte hindurch. Besiegt, hatte die Walachei zwar öfters die Oberherrschaft Ungarns anerkannt, aber niemals einen Tribut gezahlt. Dieser wurde ihr erst durch die Türken, und namentlich durch den Vertrag mit dem Sultan Bajazet I. im J. 1392, auferlegt, worin unter anderen das Recht des Fürsten über Leben und Tod seiner Unterthanen, das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, und das Recht der Bojaren, den Fürsten aus ihrer Mitte zu wählen und nach ihren eigenen Gesetzen regiert zu werden, garantiert wird. Dagegen soll die Walachei der Pforte unterthänig seyn und einen jährlichen Tribut von 3000 rothen Pfästern zahlen. Diesem Vertrage wurden im J. 1460 von Mahomet II. noch einige Bedingungen und die Erhöhung des Tributs auf 10,000 Pfäster hinzugefügt, und diese beiden Verträge sind die Basis aller später ausgefertigten Paktischarten bis auf die neuesten Zeiten gewesen. Die fortdauernde Vermehrung des Tributs hatte ihren Grund in der Erbärmlichkeit der Thron-Kandidaten, die dieses Mittel mit Erfolg anwandten, um die Fürstenwürde zu erhalten, und schon im J. 1462 erhielt sie Rudolph IV., der Schöne, durch das Anerbieten, 12,000 Dukaten zu zahlen.

So sank die Walachei von Jahrzehend zu Jahrzehend immer tiefer durch die Unfähigkeit und Unthätigkeit ihrer Fürsten. Diese mußten als Pfand ihrer Treue einen Sohn oder Verwandten als Geisel nach Konstantinopel schicken; die Pforte hatte die Festungen Ibraïla, Giorgewo und Turnu mit ihren Rayons besetzt, und von hier, da sie einmal festen Fuß diesseits der Donau gefaßt hatten, erlaubten sich diese wilden Horden auf ihren Streifzügen jeden Frevel, jede Unbill; die Fürsten hatten, um sie in den Rang der Paschas zu stellen, zwei Rosschweife erhalten, der Tribut war zu einer enormen Höhe gestiegen (im J. 1701 betrug er 4,000,000 Pfäster); da erschien der Retter in der Noth, der walachische Held Michael der Tapfere, und bewirkte in dem kurzen Zeitraume von neun Jahren Unglaubliches.

Seine Energie und Tapferkeit waren eben so groß als seine Treulosigkeit und Bundbrüchigkeit, die Politik jener Zeiten (vielleicht auch aller Zeiten?). Wohin er sich wandte, krönte der Sieg seine Waffen. Er unterwarf sich die Moldau und Siebenbürgen, über welche ihn Kaiser Rudolph II. zum Fürsten ernannte, nachdem Michael ihm erklärt hatte, er werde dieses mit den Waffen eroberte Land nicht herausgeben. Aber nur zu bald fiel er als ein Opfer schändlichen Verraths des kaiserlichen Generals Basta, der ihn durch einen Wallonen-Capitain — wie es später Wallenstein geschah — ermorden ließ. Wie sehr auch Basta durch vorgeblich aufgefangene Briefe diesen Mord zu entschuldigen suchte, so war es doch weltkundig, daß nur Neid auf Michael's größeren Kriegsrühm die Ursache dieser Schandthat war, und auch der Kaiser hat durch keine Aeußerung die That seines Generals gerechtfertigt.

Selbst Engel, dieser ultra-ungarisch-österreichische Geschichtschreiber, dem es in seinem über 50 Bände starken Werke nicht gelungen ist, sich zu einer unbefangenen welthistorischen Ansicht zu erheben, sagt: „Auch er half mächtig die türkische Barbarei von den übrigen Theilen Europa's abwenden. Hätte der Mann eine feinere Erziehung bekommen, wäre er nicht in so schwierige Zeitumstände gefallen, hätte er es nicht mit Basta's, mit Sigmund Bathory's, mit Jeremias Morilas zu thun gehabt: der Mann hätte Wunderdinge ausgerichtet; er wäre mit Themistokles, mit Joh. Hunyad verglichen worden. Ich habe die Geschichte seiner Regierung mit Liebe bearbeitet, sie entschädigte mich für viele andere Mord- und Unglücksgeheimnisse der Moldau und Walachei und giebt Zeugniß für die Wahrheit des Satzes, daß die Verbesserung sich ihre Werkzeuge aus allen Nationen und Zungen ausersehen.“

Mit dem Tode dieses ausgezeichneten Fürsten hören sogar die Bestrebungen auf, die wir früher bei einigen Hospodaren bemerkt haben, sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen, und abermals 100 Jahre verfließen, ehe ein Fürst erscheint, der von einiger Bedeutung ist, bis Konstantin Brankowan (von 1688 bis 1714) durch sein kluges Benehmen die Walachei wieder einigermaßen in Aufnahme brachte; allein auch er fiel und wurde mit seiner ganzen Familie in die sieben Thürme geworfen. Erkannt über die Schätze, die man in Bukarest gefunden, wohin er die Residenz verlegt hatte, wurde er aus dem Gefängniß auf die Folterbank geschleppt und nach mehrtägiger Marter, um zu gestehen, wo er seine übrigen Schätze verborgen habe, nebst seinen fünf Söhnen in derselben Stunde enthauptet.

Zwei Jahre später begann das Umwesen der griechischen Fürsten aus dem Janar (Griechenviertel in Konstantinopel), und vom J. 1774 an nahm sich Rußland seiner unglücklichen Glaubensgenossen thätig an, so daß in allen seit diesem Jahr zwischen der Pforte und Rußland geschlossenen Traktaten der beiden Donaufürstenthümer Erwähnung geschieht. Endlich im J. 1821 brach die weit verzweigte Griechenverschöpfung auch in der Walachei unter Alexander Ipsilanti aus, und eine ihrer Folgen war eine Bartholomäusnacht der Griechen in Konstantinopel.

Das Land war in der schrecklichsten Lage, da Fürst Alexander Souho plötzlich starb und Theodor Vladimiresko, der früher Hauptmann (Offizier) in der Arnauten- oder Albaneser Leibgarde war (die unter den Janarioten an die Stelle der früheren walachischen Miliz getreten war), die Fahne des Aufstands erhob und in seiner Proclamation erklärte: „Die Zeit, sich von dem Joche der Fremden zu befreien und eine National-Regierung einzusetzen, ist für die Walachei gekommen u. s. w.“

Da die Unterdrückung und das Elend auf seinem Gipfel war, fand der Mann um so leichter Anklang, als man ihm patriotische Absichten zutraute, so daß er sich bald an der Spitze mehrerer Tausend Unzufriedenen sah und dem Kalimachi (Stellvertreter) des von der Pforte ernannten Fürsten Kalimachi erklären konnte, er würde seinen Fürsten über die Donau lassen, ehe das Land nicht eine Constitution und Gesetze habe, nach denen er zu regieren verspreche.

Von der anderen Seite brach Alexander Ipsilanti herein mit der sogenannten heiligen Schaar, und beide Häuptlinge hielten eine Zusammenkunft. Da sie sich aber nicht vereinigen konnten und Kiaja-Bey, Pascha von Sillistria, mit 30,000 Mann über die Donau setzte, zog Theodor andere Saiten den Türken gegenüber auf und erklärte, er verlange nichts weiter als Gerechtigkeit für das Land, welches zu sehr gedrückt worden sey. Ipsilanti, der fürchtete, Theodor möchte sich mit den Türken verstehen, um ihm den Rückzug abzuschneiden, ließ ihn in Golestchi, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, vor den Seinen des Verraths beschuldigen, worauf diese ihn verließen und er selbst ermordet wurde.

Nun fing das Blutvergießen an; die ganze heilige Schaar blieb auf dem Schlachtfelde, Ipsilanti allein entkam über die siebenbürgische Gränze. Stadt und Land aber wurde verwüstet, verheert, geplündert, verbrannt, — Tausende wurden auf Pfähle gespießt und mit den abgeschnittenen Köpfen die Häuser geziert, in denen die Offiziere wohnten, daß es eine türkische Freude war. Bukarest war fast leer, denn wer nur konnte, ging davon, um nur sein Leben zu retten, wenn er auch sein ganzes Vermögen verlor. Um den endlosen Gräueln in Griechenland ein Ende zu machen, verlangte Baron Stroganoff, der russische Gesandte in Konstantinopel, sogar seine Pässe, und da die anderen Gesandten der europäischen Mächte damals einen Bruch zwischen Rußland und der Pforte nicht wünschten, nöthigten sie letztere, nachzugeben, und im Juli 1822 entschloß sich dieselbe, zwei eingeborene Fürsten, Joh. Stourbja und Gregor Ghika, zu ernennen.

Nach der Schlacht bei Navarin schrieb die Pforte über Gewaltthat, erklärte alle mit Rußland geschlossenen Verträge für nichtig und rief in dem Paktischart vom 8. Dezember 1827 alle Muselmänner zu den Waffen. Rußland, dies für eine Kriegserklärung nehmend, ließ die Walachei militairisch besetzen und die

Festungen Jbraila und Giurgewo belagern. Fürst Gregor Ghika legte die Regierung freiwillig nieder und trat ins Privatleben zurück. Nach Diebitsch's Siegen wurden in dem Frieden von Adrianopel durch einen Separatartikel, die Verhältnisse der Moldau und Walachei auf der Grundlage des Friedensschlusses von Akerman geordnet, der nur darin wesentlich abgeändert erscheint, daß die Regierung der Fürsten, die früher nur auf sieben Jahre festgesetzt war, jetzt auf Lebenszeit bestimmt wurde.

Eine neue Sonne ging jetzt für die Walachei auf. Unter des würdigen Generals Kisseff Auspizien trat bald eine Constitution ins Leben, die als Staatsgrundgesetz von dem russischen und türkischen Cabinet anerkannt wurde, und was Gutes und Lobenswerthes in der Walachei ist, verdankt es ihm. Glücklicher konnte wohl nie eine Wahl zum Gouverneur-Organisateur seyn, als die des Generals Kisseff, und wenn dem Alles aufopfernden Egoismus der russischen wie der englischen Politik, — nur mit dem Unterschiede, daß letztere großartiger ist, — Millionen Kläche nachgedonnert werden: für die Donau-Fürstenthümer hat sie groß und edel gehandelt, wenn auch ihr Auge dabei auf die Zukunft gerichtet und ihre arrièrè pensées egoistisch war.

Nach vierjähriger schwerer Arbeit, die noch durch Pest, Cholera und alle die angeborenen und angewöhnten Untugenden der Walachen bedeutend erschwert wurde, war endlich die Staatsmaschine in Gang gebracht und auch der Jugend ein besserer Geist eingehaucht worden — wie sie ja immer empfänglicher ist für alles Gute und Schöne. Da schritt man zur Befestigung des Fürstenthums, und es war eine arge Ironie, daß durch den ersten administrativen Akt des Staatsgrundgesetzes dasselbe verletzt wurde, indem nicht die Delegirten des Landes unter den Bojaren den Fürsten wählten, sondern die beiden Schutzmächte in der Person des Alexander Ghika ihn ernannten, eines Bruders seines Vorgängers Gregor Ghika.

Frisch und munter schwamm nun das junge Staatsschiff dahin, der Reiz der Neuheit und der Enthusiasmus blies in die Segel, und Alles ging fröhlich und freudig vorwärts, bis — der alte türkische böse Geist die Walachen wieder überkam — die Indolenz und Besesslichkeit. Fürst Alexander Ghika, ein humaner Mann, vom besten Willen befeelt, das Land glücklich zu machen, hatte zu wenig Energie, um die Lieblingsbeschäftigung seiner Freunde: „das Stehlen“ zu unterdrücken, und so wurde denn vom ersten Minister bis zum letzten Schreiber so fürchterlich gestohlen und vom Marke des Landes gesogen, daß sich in der assemblee générale eine starke Opposition bildete und die wiederholten Klagen die Absetzung des Fürsten herbeiführten.

Eine rühmliche Ausnahme, als ehrliche Leute, machten jedoch der regierende Fürst selbst und ein Bruder desselben, der Spadar (General der Truppen). Jene Klagen allein würden auch den Fürsten nicht gestürzt haben, wenn er sich nicht zu sehr zu Oesterreich hingeneigt und dadurch die russische Protection verloren hätte.

Die Wahl des jetzigen Fürsten, Georg Bibesco, geschah streng nach den Gesetzen, und seltsam genug! fiel sie auf den würdigsten Sohn des Landes. Man würde aber einen großen Fehlgriff thun, wenn man deshalb auf einen vortrefflichen Geist schließen wollte, der in der Wahlversammlung geherrscht hätte, o nein — der ist wohl in allen Wahlkreisen derselbe, nämlich der der Intriguen und des Egoismus! Aber geschickter als alle Anderen, wußte Bibesco, der das Haupt der Opposition war, im Augenblicke der Entscheidung die Intrigue zu seinem Vortheil zu wenden. Nachdem Giordaki Philippesco 84 Stimmen und Stirbey, Bibesco's leiblicher Bruder, 91 Stimmen hatte, gewann er die Queue der Philippescos, da für diesen keine Hoffnung mehr war, für sich, und erhielt 131 Stimmen.

Zu wünschen ist, daß er in seinem Eifer, seiner Energie und seiner angestrengten Thätigkeit beharre, und daß diese Tugenden nicht scheitern an der Indolenz und dem Intriguengeist der Walachen. Sein Freund und Lehrer Guizot soll von ihm gesagt haben: „Bibesco wird jedem Cabinet Ehre machen, in dem er sitzt.“ Die Schattenseite bei ihm ist seine blinde Gallomanie, eine natürliche Folge seiner Bildung, die durch und durch französisch ist, da er seine Studien in Paris gemacht hat. Wenn er glaubt, die unverbesserlichen Walachen — ich rede von der jetzigen Generation — zu bessern, so irrt er und thut Unrecht, nicht im ersten Augenblick eine Reform der Schulen vorgenommen zu haben, bei denen — richtiger bei der — in Bukarest allein sieben Professoren der französischen Sprache und Literatur angestellt sind, während sich keine einzige Lehrkanzel für das Deutsche in einem Lande befindet, welches 200 Meilen von Frankreich entfernt ist und nicht nur an Oesterreich gränzt, sondern auch durch die Donaudampfschiffahrt mit Deutschland in steter Handelsverbindung steht.

Germanus.

Mannigfaltiges.

— Der Islam und der summarische Prozeß. Oberst Charles White erzählt in seinen „Three Years in Constantinople“, von deren erstem Bande (wie bereits erwähnt) eine von Dr. Alfred Reumont mit einem Vorwort herausgegebene deutsche Uebersetzung erschienen ist (Berlin, Alex. Dunder), folgende Geschichte, die sich unter der Regierung des Sultans Abdul-Hamid zugetragen haben soll:

„Als einst der Groß-Besir im Rathsgemach saß, verlangte ein Christ Zulassung, unter dem Vorgeben, er wolle zum Islam übertreten. Gegen ein

solches Vorhaben konnte der Groß-Besir nicht taub seyn, so daß der Fremde eingelassen ward, sich auf die Knie niederwarf und erklärte, er sey entschlossen, die „Irrthümer“ des Christenthums abzuschwören und den einzig wahren Glauben anzunehmen. Nachdem der Besir des Mannes Miene genau angesehen, erwiderte er, ein solcher Schritt erfordere reifliche Ueberlegung. Wollte er den Islam bloß bekennen, in der Hoffnung, Genüsse zu erlangen, die sein eigener Glaube ihm verwehre, so irre er sehr; „seyd ihr aber aufrichtig“, fügte er hinzu, „so werdet ihr gewißlich in dieser Welt Glück finden und mit Gottes Hülfe in der jenseitigen eure Seele retten.“ Der Bittsteller machte tausend Beteuerungen seiner Aufrichtigkeit und ersuchte um Erlaubniß, sein Glaubensbekenntniß gleich abzulegen und zu den übrigen Formalitäten zugelassen zu werden. „Geduld! Geduld!“ bemerkte der Besir, „die Sache eilt nicht so sehr: das Paradies bleibt euch, Gott sey Dank, gesichert, wenn ihr dessen würdig seyd, und seyd ihr's nicht, so wird es immer besser seyn, das entgegengesetzte Schicksal zu verzögern. Erst sagt, wer und was ihr seyd, damit wir über eure Würdigkeit urtheilen mögen.“ — Der Andere erwiderte, er sey von Geburt ein Pole, von Geschäft ein Schulmeister; er sey durch die Tyrannei eines Edelmanns, der die Ehre seiner Schwester geraubt, verfolgt, zu Grunde gerichtet und zur Flucht gezwungen worden, und da er gesehen, daß Gerechtigkeit und Wahrheit in Polen ohne Geltung, so habe er beschloffen, einen Glauben anzunehmen, dessen Grundlagen Tugend und Moralität wären. Nachdem der Besir eine Zeitlang nachgedacht, erwiderte er: „Wohl, wohl! Wir wollen euch einen Lehrer (Hodscha) geben, euch zu unterrichten im Glauben und den Gebräuchen des Islam. Kehrt nach zwei Monden zu mir zurück, und sind eure Gesinnungen unverändert, Inshallah, so soll geschehen wie ihr wünschet.“ — Kaum war der Mann weg, so sandte der Besir einen Drago-man zum russischen Gesandten, diesem die Umstände mitzutheilen und ihn zu ersuchen, über den Charakter und das frühere Leben des seynwollenden Renegaten Nachforschungen anstellen zu lassen. Als die zwei Monate verfloßen waren, erschien der Pole mit dem Mollah, der ihn unterrichtet, wiederum vor dem Besir, standhaft im Verlangen, zu des Propheten Glauben sich zu bekennen. Nachdem er diesen Entschluß mit lauter Stimme und entschiedenem Wesen kundgegeben, sagte der Besir zu ihm: „Hört meine Warnung — sollt ihr hiernach euch irgend etwas begegnen, gut oder schlimm, so wird es zu spät seyn, euer Wort zurückzunehmen. Erinnert euch, daß, einmal ein Moslem, kein anderer Schutz euch bleibt, als das Gesetz des Islams. Komme, was kommen will, ihr müßt euch dessen Folgen unterwerfen.“ — „Ich bin bereit“, erwiderte jener; „laßt mich die Sicherheit und den Schutz genießen, welche euer Gesetz den Gläubigen bietet: das Uebrige komme auf mein Haupt.“ — „Sey es so!“ rief der Besir. Ein Imam wurde herbeigerufen, der Pole legte sein Glaubensbekenntniß ab und wurde für einen Moslem erklärt. Der Rest der körperlichen Ceremonie ward sodann vollzogen. Nun winkte der Minister der Pforte mit der Hand, und der Befehlte, nachdem er eine Börse empfangen, erhielt den Befehl, sich zurückzuziehen. Bevor er aber die Stufen des äußeren Vorfaals erreichte, hieß man ihn niederknien — warum, wußte er nicht. Das Geheimniß ward aber bald aufgeheilt. Drei oder vier Tschauks traten vor, ergriffen seine Hände, befestigten sie auf den Rücken, und in weniger Zeit, als zum Niederschreiben erforderlich ist, trat der Penker vor, und des Renegaten Haupt rollte über den Boden. — Die Leiche ward auf die Straße geschleppt, der Kopf ihr unter den rechten Arm gegeben und folgende Erklärung angeheftet: „„Achmed Hodscha, von Geburt ein Pole und Christ, nahm den wahren Glauben an, um auf solche Weise der Strafe zu entgehen, die er durch Mord und andere Verbrechen in seinem Vaterlande verdient. Aber überall ist Gottes Auge. Indem er unsere heilige Lehre in einen Schirm zu verwandeln wünschte, hinter dem er seine schlechte Handlungsweise fortsetzen könnte, gerieth dieser Missethäter in die Hand der Gerechtigkeit, welche ihn anderswo hätte erreichen müssen. Seine Strafe war gerecht. Dies ist sein Körper.““ — Es scheint, daß von Seiten der russischen Gesandtschaft Nachforschungen angestellt worden und das Resultat derselben die Entdeckung gewesen war, daß dieser Mann ein Verbrecher gewesen, der dem Tode durch Hängenshand durch Zufall entgangen war. Diese beglaubigte Nachricht hatte jenen summarischen Prozeß veranlaßt.“

— Englische Berichte über Ronge und Czarski. Herr S. Laing, dessen Namen durch seine scharfen „Bemerkungen eines Reisenden“ auch in Deutschland bekannt worden, hat jetzt eine neue Schrift über unser Vaterland herausgegeben, die den Titel führt: „Bemerkungen über das in der römischen Kirche eingetretene Schisma, genannt die deutsch-katholische Kirche, begründet von J. Ronge und J. Czarski im Oktober 1844, bei Gelegenheit der Wallfahrt zum heiligen Rock in Trient.“*) Den Ankündigungen zufolge, scheint Herr Laing das kirchliche Ereigniß für sehr bedeutend und folgenreich zu halten, was seinen Landsleuten um so unerwarteter seyn dürfte, als sie bis zur Zeit der Reise der Königin Victoria nach Deutschland, wo sie den inneren Vorgängen dieses Landes eine größere Aufmerksamkeit zu schenken anfangen, die ganze kirchliche Bewegung in Deutschland für etwas kaum Beachtenswerthes gehalten hatten.

*) Notes on the Schism from the Church of Rome, called the German-Catholic Church, instituted by J. Ronge and J. Czarski in October 1844, on occasion of the Pilgrimage to the Holy Coat at Treves. By S. Laing Esq., Author of „Notes of a Traveller“, „The Chronicle of the Kings of Norway“ etc. — London, 1845.